

José María Pemán

Der Dichter des nationalen Spaniens

Von Irene Behn

Wir verweisen auf das demnächst bei Otto Müller, Salzburg, erscheinende Buch der Verfasserin: J. M. Pemán / Flammendes Spanien / Der spanische Freiheitskampf in Reden und Auffätzen.

Am 29. April 1938 feierten Italien und Spanien den »Tag ihrer Solidarität«. Die Abordnung, die General Franco zu jener Kundgebung nach Italien entlandte, wurde von einem Krieger und von einem Dichter angeführt. Der erwählte Krieger konnte kein anderer sein als General Millán Astray, der Gründer des »Tercio«. Millán Astray war Francos Vorgefahreter im marokkanischen Feldzug; er sah in ihm das »militärische Genie des 20. Jahrhunderts« und formte ihn für eine Zukunft Spaniens, die der ruhmvollen Vergangenheit entsprechen sollte.

Und der zweite Sprecher Spaniens im Hadrianstheater, der Dichter, konnte kein anderer sein als José María Pemán. Denn auch er ist mehr als ein Sprecher; auch er ist Symbol seiner Heimat. Ihn würdigen, heißt das unvergängliche, heilige Spanien würdigen. Darum darf wohl eine Stimme der Mitwelt wagen, was zumeist erst die Stimme der Nachwelt wagt: eine Wertung jenseits von Zeit und Kampf.

In Cádiz wurde José María Pemán geboren, vor mehr als vierzig Jahren, als Sproß einer der vornehmsten Familien dieser alten, andalusischen Stadt¹. Seine Universitätsausbildung in Philosophie und Rechtswissenschaft war gründlich; doch hat er sich niemals an einen Beruf gebunden. Er folgte einer höheren Berufung und suchte stärkere Bindung: Sein Können, Wissen und Wollen sollten dem dichterischen Schaffen und der nationalen Erneuerung gehören.

Nach dem Sturze der Monarchie bildete er mit einem Stoßtrupp erlebener Männer die »Acción Española«, zu deren Präsident er wenig später gewählt wurde. Ihr Ziel war, durch das Studium spanischer Geschichte, durch die Verbreitung nationaler Ideen, durch die Bildung auserwählter Minderheiten Spaniens geistige und staatliche Erneuerung vorzubereiten.

Unzählige Vorträge an allen wichtigen Orten der heimischen Halbinsel, seit 1933 Reden im Parlament, entscheidende Beiträge für die Zeitschrift »Acción Española«, ein politisches Bekenntnisbuch: »Briefe an einen Skeptiker über verschiedene Formen der Staatsführung«² – all diese Betätigungen scheinen mit ihrer Bewegtheit Pemáns künstlerisches Schaffen nur stärker anzufachen. In den Vorjahren der Erhebung, mitten in den Vorgefechten, wird der Lyriker und Novellist zum nationalen Dramatiker.

¹ Da mich noch keine der mir von Pemán überlieferten Biographien erreichte, stützen sich meine Ausführungen auf die biographischen Angaben von Dr. Mauricio de Iriarte. An dieser Stelle möchte ich ihm für das freundschaftliche Bemühen um Herbeischaffung des Materials wie für seine Anregungen von Herzen danken. Die Verfasserin.

² J. M. Pemán, Cartas a un escéptico en materia de Forma de Gobierno (1935).

Und dann kam die Zeit, da Pemán sein politisches Bekenntnis nicht mehr in Form einer Briefsammlung auf den Büchermarkt schicken, da er nicht mehr das Los der Unterdrückung befürchten mußte, das seiner Elegie auf »Spaniens Überlieferung« im demokratischen Spanien widerfuhr; der Äther über Spanien trug seine beschwörenden, seine feiernden Ansprachen mit dem ganzen Zauber seiner andalusischen Stimmgebung an alle Orte Spaniens, über die Schützengräben hinweg. Der nationale Dichter mußte nicht mehr irgend welche literarischen Umwege zu irgend einem Publikum gehen, er durfte vor den Mikrophonen der nationalen Regierung zu Lauschern reden mit der erweckenden Kraft des ursprünglichen Hauches.

Als einer der Vorbereiter des neuen Spaniens bekleidete Pemán in der vorläufigen Regierung das Amt des Kultusministers.

Heute ist Pemán Präsident der »Real Academia Española«, die unter ihm, mitten im Kriege, ein verheißungsvolles kulturelles Friedenswerk begonnen hat. Auch ist er Mitglied des nationalen Großen Rates (Consejo Nacional de la Falange Española Tradicionalista). Gleichwohl hört er nicht auf, der Tyrtäus der nationalen Erhebung zu sein, die ihm nicht weniger als einem ihrer erfolgreichen Generale verdankt. Oft genug sind seine erobernden Ansprachen und Aufsätze auf vorgeschobenem Posten, selbst in Schützengräben, entstanden. Dort gestaltete sich ihm sein metaphysisches Epos, »Das Gedicht von dem Tier und dem Engel«, das den spanischen Befreiungskrieg als den Kampf der ewigen Mächte des Lichtes und der Finsternis mit apokalyptischer Inbrunst offenbart.

Dieser eherne Kämpfer beginnt als ein Idylliker aus dem andalusischen Cádiz. »Vom schlichten Leben« nennt er den Band Gedichte, den er als erstes seiner Werke im Jahre 1923 der Öffentlichkeit übergab³. Und viele seiner späteren Verse schweben hin in dieser harmonischen und zuchtvollen Gehaltenheit, in der stillen Bewegtheit einer Sprache, die das Erschütternde fänktigt, das Elegische fast zum Idyllischen aufheitert. So seine »Elegie vom kleinen Muschelfischer« (1931), den die lebendigen Zauberschätze des Meeres aus der heimischen Luft in die Tiefe locken:

Er mußte von einem Pfade,
den eine Nixe ihm wies;
einem Wege hinweg vom Gestade,
hinab in ein Meer=Paradies.

Wie wohl verschwieg er die Kunde!
Wie wohl behielt er den Wink!
Den heimlichen Weg bis zum Grunde,
wie ging er den lieblichen flink.

- - - - -

Und selbst die Flut hemmt ihr kühnes
Schwellen und Schwellen, ihr grünes,
auftönendes Drängen zum Strand;

³ J. M. Pemán, *De la vida sencilla* (1923).

verspülen möchte sie nimmer
die Spur seines Fußes, den Schimmer
von Sternen im goldenen Sand.

»Arroyuelo del Molino« – ein Meister bildete dies Lied vom kleinen Mühlbach, diesen kristallinen Kelch, – ein Meister, der es verschmähte, durch irgend einen Schliff, durch irgend eine Beugung des einfältigen Lichtes die Aufmerksamkeit auf seine Meisterschaft zu lenken:

Wie behende, Mühlenbächlein,
plätscherst du einher;
eilen willst du, eilen, eilen –
unentwegt – zum Meer.

Seit der Stunde sing ich, Mutter, –
nie laß ich es sein;
und auch sie geht nur mit Singen
durch das Feld – allein.

Nah dem Bach sah ich das Mädchen,
am Johannistag;
Blüten lachten auf der Wiese
und im Ginsterhag.

Warum sind wir voll von Singen –
Und von Reden leer...?

- - - - -
- - - - -

»Feine Augen hast du, Mädchen«,
sprach ich – sonst kein Wort.
Kirschrot wurden ihre Wangen;
stumm lief sie mir fort.

»Kind, – das Bächlein, warum singt es,
plätschert es einher?
Eilen will es, eilen, eilen –
unentwegt – zum Meer.«

Jene Pause über zwei Verse hin, welch drangvolles Schweigen nach dumpfer Frage, dieses Ausdrucksmittel, und nicht nur dieses, gemahnt an unsern idylliker Mörike; Bächlein, Knabe und Mädchen in ihrem getrennten und einhelligen Singen, auch dieses. Ein menschlicher Humor in andern Gedichten, ein Humor, mit Salz gewürzt, doch nie mit Pfeffer gebeizt, auch er gemahnt an den Meister, der uns die »Idylle vom Bodensee« schenkte. Wie nahe scheint der Andalusier in seinem »Verzicht« (Renunciación) dem schwäbischen Sänger des »holden Bescheidens«!

Echt ist dieser Wille zur holden Selbstbescheidung. Aber da ist ein Stärkeres fast in all diesen wesenkundenden Dichtungen, eine Kraft, die sich nicht in dem Gegenwärtigen behagt, die nicht idyllisch in dem Begrenzten aufgeht.

Wer immer unserm Land entstamme, Andalusien,
er weiß von Gleichtakt, Anmut, Tanz, er weiß von Liebe!

So bekennt der Andalusier in dem Gedicht »Die Tänzerin« (La Bailadora). Er nimmt sie ganz in sich auf, die Tanzende, »wie sie im Rausche ihrer eigenen Anmut / sich selbst umarmt ... voll toller Leidenschaft«. Aber auch sie wird ihm zu seinem Lande, nicht nur nach seiner räumlichen, sondern auch nach seiner zeitlichen Ausdehnung durch die Geschichte:

Wie unser Andalusien,
glücklich und trogend, so genügt sie sich allein...
vereinsamt in der Überhebung ihres Taumels.

Die Zeitgeschichte, die Vergangenheit greift ein in das Idyll, in das kleine und vollkommene Bild der Tänzerin und dehnt es ins Große. Nein, er kann sich nicht »bescheiden«. Für seine Kunst gilt, was er von dieser Tänzerin sagt: sie gehört zu einer »sonnenalten Raffe«.

Der Schnee von zehn Jahrhunderten liegt hinter jeder
der zwanzig Rosen ihrer zwanzig Lebenslenze,
der sonnengoldnen.

Schnee vieler Jahrhunderte wirft ein klares und verschmelzendes Licht über eigenherrlich sich Abgrenzendes; es zeigt nicht nur das störrische Andalusien gliedhaft einbezogen in das ganze Spanien, es rückt auch Völker zusammen, als Schwesternationen. In Spaniens Schicksalsjahr 1931, vor dem Sturz der Monarchie, lief ein Geschwader des faschistischen Italiens in den Hafen von Cádiz ein, zu einem Freundesbesuch. Pemán feiert diese Begegnung in einem langen Gedicht, das er nicht Idylle, sondern – anspruchsvoller – Romanze nennt, wie im Vorgefühl einer späteren, weltgeschichtlichen Verbindung:

Reichbeladen sind die Schiffe
mit Oliven, Edeltrauben,
- - - - -
mit des Papstes Segensgrüße,
mit dem Heilgruß der Faschisten.

Aber die Kinder von Cádiz – so schildert er weiter – lassen sich nicht über-treffen in der Kunst des anmutigen Feierns, des verschwenderischen Empfangens; bewundernd lacht der italienische Kapitän:

»Warum soviel Lärmens machen,
wenn sich Engverwandte treffen?«
Wohlbegreiflich, wohlbegründet
war des Kapitäns Gelächter.

Es wird in dem Dichter nachgeklungen haben, da er sieben Jahre später in Rom stand, umdröhnt vom Beifall der »Engverwandten«. ... »Warum soviel Lärmens machen?« Und vielleicht hat der Gefeierte auch jenes maßvollen Wunschtraumes gedacht: »Was ich begehre, ist ein schlichtes Los.« Wenn jene Kraft nicht wäre, die über das Idyll und seine klassische Wohlbemessenheit hinausriff! Eine heroische Kraft! Eine Kraft, die zugleich »genius loci« der Heimatstadt und »genius mundi« ist. Bei Cádiz standen dem Altertum die Säulen des Herkules, als Abschluß einer harmonisch abgemessenen Welt. Bei Cádiz träumte die mittelalterliche Legende die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Non plus ultra! Nicht weiter hinaus ins Unermessene! Etwa zwei Jahrhunderte später segelten drei kleine spanische Schiffe unter einem Genuesen, drei kleine portugiesische Barken hinein in das »Meer der Finsternis«, »mare tenebrosum«, hinaus über das »Ende der Welt«. Kraft dieser Fahrten wurde

die »Welt« zu einem »alten« Weltteil neben neuen Weltteilen. »Dank Kastilien, dank Portugal / weiß die Welt ihre Kleinheit und Größe«, so läßt Pemán den Helden seines berühmtesten Dramas sagen, Franz Xaver. Unter dem Eindruck der »imperialen«, welterobernden und seelenerobernden Taten gewann das spanische Wappen des »goldenen Jahrhunderts« seine Gestalt: die Säulen des Herkules mit dem Leitspruch »plus ultra«.

Und Pemán, das Kind einer Stadt, die sich wie eine Hand gegen die neuen Weltteile ausstreckt? »Plus ultra«, so darf er wohl den Leitstern seines Handelns nennen und den Leitspruch seines Schaffens. Hinaus über das idyllisch Abgegrenzte!

Sein »plus ultra« ist das des kraftvollen Blutumlaufes, der sich immer wieder in der heimischen Mitte, im Herzen, seine Stoßkraft holt und dessen Entgleisen nur Tod bedeuten kann. Wohl kennt und singt er die Bezauberung durch das Begrenzte, das selige »non plus ultra«, ohne das keine Kunst, kein unmittelbares Heimatsgefühl wäre. Das Kind der Küste verliert sich in dem Anblick des kastilischen Weizenmeeres (»Kastiliens Sehnsucht« - »El Anhel de Castilla«). Liegt nicht über diesem Meer, das nur grün und gelblich schillern kann, ein Hauch der Schwermut?

Dieses »Weiter hinüber«, diese Verschmelzung grüner Flut und grünen Grundes, ist ihm nicht nur Erfordernis - sie ist unmittelbares Erlebnis. Im Schimmer grüner Augen entfalten sich seine Liebesgedichte:

Dunkelgrün sind ihre Augen ...
grün, o Herrin, gleich dem Meer ...
grün, o Herrin, gleich dem Meer ...

(Este es el Billete ...)

Stärker als Lope, das Kind rauherer Landschaften, wehrt sich der Andalusier gegen diesen Zug ins Chaotische »jenseits von aller Form und Gegenwart«.

Wohl weiß er von solchem Drange auch als Metaphysiker. Wohl gärt es in seinen Adern, in seiner einführenden Phantasie, wie es in dem großen Pantheisten Shelley gäerte. Allein er stellt als Grenze gegen die grauende Uferlosigkeit des Pantheismus - gleich zwei Säulen des Herkules - das »Bewußtsein des eigenen Seins und des freien Willens« (Conciencia de mi Libertad y de mi Ser).

Was ihn so stark macht, ist nicht der Stolz des Abgesonderten und Ausgezeichneten, es ist eine demütige Kraft. Sein »plus ultra« ist ein Drang weiter hinauf, ein mitteltreibiger Drang zum Allerhalter:

Sehnsucht, den Abendhimmel zu entblättern,
gleich einem Rosenkelch, um Gott zu sehen!

Wer ist der Gott seiner Sehnsucht? Keine gespenstische Projektion einer gedachten Einheit in das Nichts; es ist der Geoffenbarte, liebevoll Blutende.

Dein Bild, o Herr am Kreuzesstamme,
 geschnitten mit folcher innigen Milde,
 es zeugt von dir, dem Gotteslamme,
 als Wunderwerk der Liebesflamme,
 kein Wunderwerk der Kunst und Gilde. . .

(Ante el Cristo de la Buena Muerte.)

Das ist die Mitte, in der sich dieser inbrünstige Geist bergen möchte und als ein Mitgekreuzigter birgt: das liebeichste Herz. Zu diesem Ziele schreitet er als ein Mitbürger des hl. Ignatius von Loyola, der in den freien Willen, in die Erziehbarkeit des Menschen ein so tatkräftiges Vertrauen setzte, - als ein Mitbürger des hl. Johannes vom Kreuz, dem alle Zucht der Askese, alle Entblößtheit nur Vorstufe des mystischen, gottempfangenden Lebens ist. Kraftvoll wie die asketische Abkehr vom Widergöttlichen, von begnadeter Kraft, ist bei diesem nationalen und religiösen Dichter die mystische Hinkehr zu Gott. So ganz will er sich der knechtenden Gelüste entledigen - zweimal wiederholen seine Dichtungen bis in den Wortlaut dieses Gelübde -, so vollkommen dem Nur=Ver=gänglichlichen absterben, daß der Tod wenig zu lösen und zu ledigen finden wird. Daß der Gelobende über die Vorstufe der Askese hinausgetragen wurde, daß der Mitgekreuzigte zugleich ein Mitverkärer wurde, bezeugen einige seiner tiefsten Dichtungen mit ihrem mystischen Hauch:

Im Geben und Nehmen der Liebe,
 was kann meine Seele Dir geben?
 Geliebter, ich weiß es gar wohl:

Was hab' ich, um krampfzig zu geizen?
 Was bin ich, um fruchtlos zu feilschen?
 Ich gebe mit offenen Kräften
 mich hin an Dein goldenes Licht.

O Geben und Nehmen der Liebe!
 Sich hinzufchenken, Geliebter,
 ist leichter als das Empfangen.

Wie soll ich den Sturz Deiner Rosen
 empfangen, ohne zu taumeln?
 Wie faßte, ohne zu zittern,
 mein Blick Dein durchsonnendes Licht?

O Geben und Nehmen der Liebe!
 Nicht Schwäche - die Wucht Deines Segens
 macht, daß ich zittere, Herr!

(Cuatro Canciones II.)

Es ist gläubige Liebe, die solchen Sturz von Rosen empfängt, und zu der alles, wovon sie sich abkehrte, in verkärer Weise zurückgeleitet wird, durch den

Geliebten. Die Natur mit ihrem »Dämon am Mittag«, mit ihrem blind geillenden Zeugen und ihrer dumpfen Endlosigkeit wird ihm entzaubert und gesegnet durch den Herrn der Kräfte, der alles Chaotische und Elementare durchleuchtet und zu sich hinordnet.

Der Glaube an die Verklärung des Leibes bedeutet nicht Verachtung des unverklärten. Pemán ist Künstler, der jeder Idee einen ebenbürtigen Körper anzuschaffen sucht; auch in seiner Frömmigkeit zeigt er ein klassisches, ein benediktinisches Maßhalten gegenüber der Sinnenwelt – gegenüber dem Nächstliegenden, dem eigenen Leibe. »O Leib – sanftmütiges Efelein, so hold mit mir vereint auf meinem Pfade!« So beginnt er sein großes Gedicht »Leib« – mit einer Anrede, wie sie Franz von Assisi und andere Heilige ihrem gedemütigten Körper zuteil werden ließen – mit einer Wärme, die fast ein Idyll verspricht.

O Leib, sanftmütig Efelein . . .

- - - - -

Und auch das Efelein

- - - - -

darf sich als vornehm zeigen
mit seines alten Stammbaums edlem Gold.
Einst war auch Davids Leib im frommen Reigen
den Augen Gottes angenehm und hold.

Holdselig sind die Pfalmen und voll Segen,
dem Herrn dargebracht
gleich Wohlgerüchen, facht,
mit betendem und wohlgefügetem Regen
des Leibes, schon verklärt von Liebesmacht.

Mit deinem Leibe sing die Wechselchöre,
im Takt mit ihm die hehren; Seele, höre:
fünf Sinne bietet dir dein Bruder dar,
um Gott, den dreimal heiligen, zu preisen –
fünf offne Rollen für den Hochaltar,
fünf Saiten, Seele, für die Wechselweisen.

Der Dichter, der in diesen Versen philosophische Besonnenheit und tiefe Einsicht in das Wesen der Liturgie offenbart, er ist kein »Fleischesmensch«; er fürchtet nicht, daß sich sein Leib in sinnlichen Behaglichkeiten »verliege«. Er fürchtet nur, daß seine Seele, übergeistigt, sich aus der gottgefühten Harmonie mit dem Leibe verflüchtige; so stark regt die Geistsseele in ihm ihre Schwingen.

»Mutter Kastilien, wenn ich es vermöchte, ich trüge dich hinüber. . . .« Der das gerufen, möchte nicht nur ganz Kastilien, er möchte seine Mutter, ganz Spanien, als einen Leib hinauftragen zu dieses Leibes Seele – zu Gott! Hineintragen mit allen Abgrenzungen von Raum, Geschichte und Sitte in das uferlose Meer! Und seine Liebe vermag solches Wunder. Sie zeigt nicht nur, daß Gnade

nicht wider Natur ist; sie entfaltet, wie Gnade sich die Natur, die Landschaft selbst zur Magd gewinnt, um durch diese sinnennahe ihre übersinnlichen Gaben zu spenden. Da ist der »Garten der Cepedas« (El Huerto de los Cepeda): Flatternder, trillernder Drosselschlag; Schwesterchen und Brüderchen öffnen beide heimlich das Gartentor, um dem Märtyrertod durch Maurenhand entgegenzuziehen.

Beim Anblick jener Fluren,
der grenzenlos gedehnten,
beim Anblick jener Dünste,
beim Anblick jener Himmel
ist in die Kinderseelen eingefallen,
mit überirdischer Macht, die Ewigkeit.

»Ewigkeit!« Das Wort dieser Landschaft hört nicht auf, von Raum zu Raum in der Seelenburg der kleinen Schwester widerzuhallen, mahnend, erschütternd, beseligend; es weckt jetzt noch erschütternden Widerhall kraft der Werke der großen hl. Theresia, zu der jenes kastilische Kind heranwuchs.

Dieses feine Spanien und dessen eigenartigstes Brauchtum, das christlichem Geiste am sprödesten gegenüberzustehen scheint, er vermag es dennoch mitten in die Welt der Gnade hineinzutragen: er sieht sich selber als Torero mitten in der Arena, sieben böse, schwächende Wünsche in seinem Herzen; und gegen dieses geschwächte Herz rennen die sieben Todsünden in Gestalt schwarzer Stiere, – bis ihm der gute »Mayoral«, der gute Hirte, zu Hilfe kommt und den zerstampften Kampfplatz seines Herzens mit frischem Sande glättet.

Und nun die erhabenste seiner lyrischen Dichtungen, die leidenschaftlichste, die »Elegía de la Tradición de España«, zugleich die gewaltigste Vereinigung des scheinbar Unvereinbaren! Warum wurde diese Elegie auf Spaniens Überlieferung von den demokratischen Machthabern der Republik verboten? Eben weil hier vereinigt ist, was unvereinbar scheinen sollte: Nation und Kirche, todbereite Heimatsliebe und selbstentrückte Gottesliebe. Wegen der machtvollsten Bindung, der unüberwindlichsten »Falange«: der Liebe zum eigenen Volke und Lande kraft der Liebe zu dessen Schöpfer und Erlöser. Ein Geleitwort des Dichters enthüllt Ursprung, Wesen und Ziel seiner Elegie auf Spaniens Tradition, mit der Schönheit ewiger Wahrheit und der Wucht der Echtheit. Entstanden ist das Werk in einer Atmosphäre, »die geschwängert ist von Elektrizität, voll von den Düften des Ozons und der feuchten Erde« in jener stillen Klarheit vor dem Sturm, die den Blick bis zu den letzten Säumen vordringen läßt und dem Blick der Seele »vergangenen Glanz in einer neuen und schmerzlichen Klarheit zeigt«. In einer Zeit, die täglich mit selbstmörderischen Äxthieben der Untreue, der Vergessenheit, des Hasses in den heiligen Baum der spanischen Tradition hineinschlug. Und jeden dieser Äxthiebe in das Mark des Stammes fühlt der Dichter bis ins eigene Mark. »Die reinsten Schmerzen« – so sagt der kastilische Heilige Juan de la Cruz – »gebären die reinsten Einsichten«. Aus den Wehen dieses Schmerzes wird das Gedicht geboren mit seiner fruchtbaren

Einsicht: Menschen sind keine Atome, von irgend welchen mechanischen Kräften der Zivilisation oder Wirtschaft zu übergreifenden Einheiten gefügt, sie sind nicht nur linear zurückzuführen auf einen Ursprung, wie etwa das kastilische Roß auf ein Urpferd. »Jeder von uns ist das Einmalige, das ihn von andern unterscheidet, kraft dessen, was bei seinem Entstehen die Eltern, die Erde, die Jahrhunderte, die Umgebung zu seiner abstrakten menschlichen Wesenheit hinzugefügt haben. Darum – als Spanien entstand und durch seine Geschichte gebildet wurde, da wurde etwas von uns, von jedem einzelnen mitgebildet. In die Überlieferung hineinstoßen, heißt deshalb nicht, einen Leichnam durchbohren, sondern etwas Lebendiges in uns selber verwunden.«⁴ Und dies ist das Streben der Dichtung: in dieser Stunde des Schicksals, das prophetisch vorhergefühlt wird, in allen Spaniern diesen Schmerz um eine unsterbliche Vergangenheit zu erwecken, – sie in ihrer Gegenwart, in all ihren Ädern, die Überlieferung lebendig empfinden zu lassen, sie des einen, großen, ritterlichen und katholischen Spaniens innerwerden zu lassen. Und warum dieser Schrei, der eine ganze Nation zum Erkennen und Anerkennen einer Seele wie Leib gestaltenden Elementes bringen möchte – warum dieser Schrei in lyrischer Form, die eine »Kunst halblauter Töne« geworden ist? Weil Poesie lebensnahe ist, als »anheimelnde Erzählerin von Sagen«, als »Beleberin von Erinnerungen«, als »Hüterin geweihter Zusammenhänge«.

Einiges möge aufklingen von dieser nicht »halblauten«, doch immer melodischen Beschwörung⁵, die alle sucht und die auch dann nicht zur Anklage werden will, wenn sie keinen der Entfremdeten zurückgewinnt:

Mir tut mein Spanien weh im eigenen Leben,
wie Nerv in meinem Nerve,
gleich einem alten Baum in Sturmeschärfe
bebt es in mir, gleich losgerissenen Reben.

– – – – –
Nicht bin ich loser Staub im Sonnenschein,
nicht bin ich Pünktchen, unermesslich klein,
gleich Funken, die verlohten.
Fleisch bin ich, Licht – kein Nichts, das sich entgleitet!
Es haben alles in mir vorbereitet
die Erde und die Toten,
als fruchtbar Händepaar vergangener Zeiten...

... Und dann, als melodischen Winkes der sonnige Finger
des Weltengestalters aufstrahlte, der starke Durchdringer
von nebeldurchzitterten Räumen,
als Er ein Erdstück umriß, ein Stück in den Schäumen
umkränzender See, als Er sprach, mit vollziehendem Zeigen:
»Hier zwischen Klippen die blühende Mark sei mein Eigen,

⁴ J. M. Pemán, *Elegía de la Tradición de España* (Madrid 1933) S. 3 ff.

⁵ A. a. O. S. 9 ff.

sei Spanien, das freie, sein Bann
 entbiete den Krieg und den Frieden;
 Spanien – mein fügsames Kind, meine fruchtbare Tochter; fortan
 sei im Himmel ein Stern und auf Erden ein Weg ihr beschieden:
 da – seit dem Winke, seit Spanien begann, sich zu heben,
 mit wüchsigen Blüten und Reben
 im Glanz der Verheißung hochschwellend von Morgen zu Morgen –
 damals erwuchs – verschwiegen, fern, verborgen –
 aus Spaniens Saft, mit ihm zugleich, mein Leben.
 Nicht bin ich Blüte, nur dem Wind erschaffen.
 Nicht Weg bin ich, den jeder Schritt, ein jeder,
 zerstampfen darf – nicht losgerissene Feder,
 dem Sturme preisgegeben, maledeit.
 Fruchtbar Geheimnis ohne Tod und Zeit,
 höchstes Gebot umschattet
 mein Leben, das mit Sternen sich vergattet.
 Mein Eigenname ist gebenedeit!
 Ich muß nicht betteln, wandern
 als Waise durch das Vaterland von andern!

– – – – –
 O Spanien, Spanien, Spanien!
 Sie wollen das Gedächtnis mir entreißen,
 die Augen mir verhängen,
 deine Geschichte schwärzen – all ihr Gleissen,
 reich an blutroten Sonnenuntergängen!

– – – – –
 O Herr der Stürme:
 bei allen Kreuzesmalen,
 die hoffend aufwärtschießen
 aus unsern Gottesackern!
 Beim Widerschein und Flackern
 heimlicher Sonnenstrahlen,
 die blauen Abglanz gießen
 und violetten auf die Glockentürme!
 ... Bei allen Rebenarmen,
 die unser Heim umlauben!
 Bei unsrer Väter Glauben,
 dem zarten, herzenswarmen:
 In diesen Stunden, die uns alles rauben,
 hab mit dem ewigen Spanien, Herr, Erbarmen!
 ... Gib Frieden! Laß nicht Brüder sich entzweien!
 Gieß Liebesflut durch dürre Ländereien,

erfüll sie mit des Lebenswassers Schwallen!
 O Herr der Herren, den die Sterne alle
 und alle Stürme dienstbar beneideien!

Dezember 1931.

Dank heiliger Bindung ist diese Dichtung nicht nur verdunkelt von den Wolken Schatten der Gegenwart, nicht nur aufgehellte vom Schneelicht der Vergangenheit, sondern auch erleuchtet vom warmen, wolkenlosen Licht der Ewigkeit. Wie heilige Weisheit, die Frucht der Liebe, von sich bekundet: »Da Er der Erde ihre Grundfesten zuwog, da war ich bei Ihm« – so wird der Dichter von zeitenverletzendem Glauben in jenen Uranfang entrückt, da der Schöpfer gleich einem Lichtstrahl seinen Finger ausstreckt und Spanien zu seinem Garten bestimmt: Mit dem Schöpfer und Erhalter sieht diese gottempfängliche Liebe alles, was aus dem gottempfänglichen Boden Spaniens in der Breite des Raumes und der Länge der Geschichte dem Himmelslichte entgegensproßte. Prophetisch sieht er mit den Kräften der zeitverletzenden Liebe das Künftige, – er sieht über Kastilien das Licht der Agonie, »stumpf und fahl, das Sturm vorherlag«, – prophetisch sieht er den Krieg zwischen Spaniern und Spaniern voraus, zwischen Licht und Finsternis. Aus der Not der Gegenwart steigt am Ende der Dichtung das Gebet für die ganze Heimat empor, – ein Gebet, das doch nur Knospe war und erst in den Kampffahren der Erhebung sich zur Blüte seiner vollen Bedeutung und Wirksamkeit entfalten sollte. Beispiellos, wie das Verbot einer Elegie als staatsgefährdender Waffe, so beispiellos ist die Volkstümllichkeit der einst unterdrückten Dichtung. Wie liebende Lippen in den Schützengräben die Worte an Spanien sprechen, »weiter hinaus«, so beten dort und in der Nachhut gläubige Herzen jenes Gebet zu ihm, über den nichts hinausreichen kann. Ein ewiges Gebet, aus einmaliger Not geboren, und doch erzeugt für alle Völker und alle Zeiten. Die Gewalt der Heimatliebe, und nicht nur diese, gemahnt an Dante; nur daß bei dem Spanier kein sprachgewaltiger Groll die Kinder der eigenen Mutter, die Blutnächsten, als Verlorene brandmarkt. Kein Hauch des Hasses trübt und zerpflegt den Spiegel dieser Elegie.

Der Polyhistor Menéndez y Pelayo, der Mentor der nationalspanischen Erhebung, der Spaniens goldene Vergangenheit dem Grabe wieder entriß, das Volksentfremdete und Überfättigte ihr geschaufelt hatten – er hat die »Hundert besten spanischen Gedichte« in einem Bande zusammengefügt, lange ehe die »Elegie« ans Licht drängte. Wird jener große Wiedererwecker auch nichts Unechtes eingesammelt haben, es sind viele unter jenen hundert glanzvollen Gedichten, die vor der »Elegie« zum Schatten werden. Pemáns Meistergedicht müßte den Band beschließen, was auch weitere Jahrhunderte an Unvergänglichem formen. Denn es verhält sich zu Jorge Manriques ritterlich spanischem und tiefchristlichem Gedichte, das dem Werte nach die Sammlung eröffnet, wie die Krone zur Wurzel, voll von vitalen Zusammenhängen und überreich an Erfüllungen.

Mehr als ein Sprecher für seine kämpfende Heimat ist diese gottempfängliche Seele, dieser schöpferische Geist. Er ist Stimme Spaniens, – er ist die Heimat selber, eine Heimat, die Gottes Garten war und wieder sein soll. Was die Gedichte in allen Gliedern bekundeten, in ihrer lichtdurchlässigen Schönheit vergleichbar dem schon verklärten Leibe, das bezeugen alle Werke, alle Taten Pemáns; anders wäre seine Liebe nicht in der alles einigenden Mitte ohne Jenseits, von der alles Lichte ausgeht. Nur hat die Unmittelbarkeit und Ungebrochenheit der Lyrik mit ihrer kernigen, gebetgleichen Wahrhaftigkeit auf eine besondere Weise Anteil an der »Wahrheit über allen Wahrheiten«, nur offenbart sie tiefer als andere Geistes=Äußerungen das Wesen des Dichters, dieses Schöpfer=Geschöpfes, mit all seinen Geheimnissen der Fruchtbarkeit. So ist mit den Worten über Pemáns Lyrik zwar nicht Erschöpfendes gegeben, aber doch das Wesentliche des Menschen und Künstlers umrissen.

Tragik und Metaphysik

Von Joseph Sellmair

Seit Aristoteles haben Philosophen und Theologen, Dichter und Denker das Wesen des Tragischen zu ergründen versucht. Weil das Tragische in der Tragödie den vollkommensten Ausdruck gefunden hat (in der griechischen Tragödie zuerst), hat man es zumeist unter dem ästhetischen Gesichtspunkt behandelt. Zur Tragödie führte aber nicht nur die schöpferische Gestaltungskraft der Griechen, sondern ebenso die metaphysische oder vielmehr religiöse Verzweiflung am Sinn des von ihnen so heißgeliebten Lebens. Der Zwiespalt zwischen Sein und Schein ist der Antrieb, ein in der rationalen Schicht undeutbares Geschehen in die Sphäre der verklärenden Kunst zu erheben. Aber man darf hinter dem ästhetischen Spieltrieb den metaphysischen Beweggrund nicht übersehen, aus dem die griechische Tragödie erwuchs (der freilich schon Aristoteles nicht mehr bewußt ist). Betrachtet man die Tragödie als Kunstwerk, dann hat der Ästhetiker das Wort. Will man jedoch das Wesen des Tragischen erfragen, dann verlagert die Ästhetik, aber sie führt an die Grenze der Metaphysik. Doch auch der Metaphysiker muß sich hüten, von seinem Standpunkt aus ohne weiteres die Lösung sehen zu wollen. Dem Phänomen des Tragischen entspricht die naive Haltung der Verwunderung und des Staunens. In diesen Affekten aber liegt auch Furcht und Ehrfurcht, wie in der ursprünglichen Grundhaltung des Menschen.

Ganz einfach gesagt, drückt das Tragische eine Erschütterung der naiven menschlichen Sicherheit aus, eine Entzweiung, einen Konflikt des Ich mit der Welt. Diese Erschütterung des Daseins aber wird erlebt aus unbekannten Hintergründen jenseits dieser Welt. Gleichviel, welche Lösung das tragische Erlebnis sucht, Verneinung des bewußten Lebens im Pessimismus oder fraglose, bewußt naive Daseinsbejahung aus Nichtantwortenkönnen: Insofern der Sinn des menschlichen Daseins in Frage steht, ist das Tragische eine metaphysische Frage.